

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

Roman von C. Viebig.

VII.

Am Bettchen seines Kindes stand Wilhelm Ebel und starrte entsetzt auf das mit nassen Tüchern unwundene Köpfchen.

In seinen Ohren war noch das Lachen, das Lachen des Publikums, und jetzt? — Ein anderer, ein viel fürchterlicherer Ton! Alles schwand dahin, als wäre es nicht gewesen, das Theater, die Menschen, der ganze Abend; nur dieser eine Ton, der bleib! Das Kind stöhnte.

Die kleinen Lippen waren halb geöffnet, nun entrang sich ihnen wieder das Stöhnen, fürchtbar bei einem Erwachsenen, noch fürchterlicher aus dem unverständigen Kindermund.

„Wilhelm, Wilhelmchen!“ Angstvoll beugte sich der Vater über das Bett und nahm das Händchen des Kindes; schlapp hing es in seiner Hand.

„Wilhelmchen!“ Die schweren Lider öffneten sich einen Spalt breit, einen Moment zeigte sich das glasige Weiß des Auges — wieder das Stöhnen! Das Köpfchen neigte sich ein wenig zur Seite, da lag es, totenbläß, einen seltsam unkindlichen Leidenszug um das Mündchen.

Ein schwerer Schatten lanerte zwischen diesen blonden, kaum angedeuteten Brauen. Wenn der Arzt nur käme, wenn er doch schon hier wäre! Ebel atmete zitternd.

„Glaubst Du, daß es schlimm ist?“ In der offenen Thür des Nebenzimmers erschien Elisabeth, sie hatte noch das schwarzseidene Kleid an und trug noch die halbenblätterten Rosen an der Brust; das Haar hing ihr feucht von Schweiß und verwirrt um das abgespannte Gesicht. Sie trat näher.

„Du glaubst doch nicht, daß es schlimm ist? Antworte mir doch!“ Eine unklare Angst lag in den lezten, hastig herausgestoßenen Worten. „Ist es schlimm?“

„Das wolle Gott verhüten!“ Man hörte es ihm an, er bezwang sich, er wollte nicht die ganze qualvolle, zitternde Todesangst zeigen, die ihn verzehrte. „Kinder sind eben sehr empfindlich; er ist auf den Kopf gefallen, das Bettchen ist zwar nicht hoch, aber —“ Er stockte.

„Mile sagt, er hätte nur einmal aufgeschrien, sie war gleich aufgewacht, war sofort bei ihm —“ Elisabeth sah ihren Mann unruhig an — „was machst Du für ein Gesicht? Wilhelm, Wilhelmchen!“ Sie schrie auf und stürzte an das Bettchen.

„Still, störe ihn nicht!“

„Er schläft!“

„Nein, er ist bewußtlos.“

„Bewußtlos?“ Sie sah ihn an, als spräche er irr. „Bewußtlos? Wo war ich denn? — Die Mutter, die Mutter!“ Sie hob beide Hände an die Schläfen und hielt sich dann die Ohren zu. „Mein Kind — in all dem Lachen, all dem Zischen — Wilhelmchen!“ Aufschreiend sank sie neben dem Bettchen auf die Knie. „Wach auf!“

Die alte Mile kam herein, sie sah aus wie ein Gespenst und hielt sich kaum auf den schlotternden Füßen. „Ach, Herr Ebel!“ jammerte sie, „es wird doch nicht schlimm sein? Ich bin immer so todmüde, der Junge war so wild, er wollte nicht schlafen, ich wollte ihn einsingen, da konnte ich gar nicht mehr, die Augen stelen mir zu, nur ein Augenblickchen, da hörte ich ihn auch schon schreien; er hat gewiß übers Bitter Klettern wollen!“

„Gätten Sie nur gleich zum Arzt geschickt!“ Ebel runzelte finster die Stirn.

Die Alte weinte. „I ja, hätt ich man nur gekommt! Aber die Bertha lief weg, kaum waren die Herrschaften aus dem Haus. Das is 'ne Wirtschafft! Ich konnte das Kind doch nicht allein lassen!“

„Der Doktor muß gleich kommen!“ Ebel ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Er legte seiner noch immer knienden Frau die Hand auf die Schulter. „Steh auf, Elisabeth!“

„Sieh nur, sieh!“ Sie hob zitternd den Finger. Die Brust des Knaben schien sich wie in einem inneren Kampf zu heben — jetzt stieg der Kampf in die Kehle — ein kurzes Würgen — dann drang es über die Lippen.

„Erbrechen!“ Ebel wurde totenbläß.

„Ja, das hatte er schon mal!“ Mile sprang hilfsreich bei. Elisabeth wollte aufschreien, sie sah das angstverzerrte Gesicht ihres Mannes — da — — — es klingelte. Der Arzt! — — —

„Gehirnerschütterung!“ sagte Doktor Schmidt nach der Untersuchung; er hatte viel Arnenpraxis und machte keine Umstände. „Das heißt,“ setzte er hinzu, als tödlich erschrodene Gesichter ihn anstarrten und er den verzehrenden Blick der Mutter sah — „eine leichte Gehirnerschütterung. Wollen das beste hoffen. Morgen früh komme ich wieder. Immer Eis; es muß natürlich gewacht werden!“

Wer hätte an Schlaf denken können! Und doch, Elisabeth schlief; auf dem Stuhl am Bett des Kindes waren ihr die Augen zugefallen. Es war gegen Morgen; eine bleierne Beleuchtung ohne Sonne kroch durchs Fenster, die die Schattien schwärzer erscheinen ließ, die Falten eingegrabener. Ihre blaffen Lippen waren zusammengekniffen, die Mundwinkel schmerzlich heruntergezogen, unter den Augen zeichneten sich tiefblaue Ränder. Und da — Ebel beugte sich näher hin — an den Schläfen, in dem schimmernden Blond, zeigten sich graue Fäden — nein, er täuschte sich nicht!

Es war sehr still im Zimmer. Er schauderte und froh, seine Hände waren kalt vom steten Erneuern der Umschläge; kleine Stücke Eis schob er dem Kinde in das halbgeöffnete Mündchen, aber es schluckte nicht, das Wasser lief ihm an beiden Mundwinkeln wieder heraus. Noch immer lag es bewußtlos! Auch das Stöhnen hatte aufgehört. Daß der Kleine noch lebte, zeigte der schwache, unruhige Atem. Der Vater hielt den seinen an, immer wieder beugte er sich forschend über das Bettchen — da lag die Kindergestalt, so klein, so leicht, und doch ein volles Glück! Oh nur nicht sterben! Des einsamen Mannes Hände krampften sich zusammen. Wenn es stirbe! Scheu richteten sich seine Augen auf die Schlafende — wie würde sie's ertragen?!

„Elisabeth!“ Sie hörte nicht; es wurde ihm plötzlich so angst und bange, der Knabe sah so verändert aus.

„Zischen — Zischen“ — sie schlug im Schlaf mit den Händen abwehrend um sich — „sie zischen — ha!“ Plötzlich fuhr sie auf. „Wo ist er?“ Mit wirren Augen blickte sie um sich. „Ich habe wohl geschlafen?“ Sie sah ihren Mann sich über das Bettchen beugen. „Was ist das?“ sprach sie laut.

„Pst!“ Er wandte ihr fein von Schmerz ganz entstelltes Gesicht zu. „Ich höre seinen Atem nicht — ich fürchte — — — es geht nicht gut!“

Sie rieb sich die Augen und stammelte: „Sie lachten — nein, komm fort, fort! — Ich kann's nicht ertragen!“ — — Jetzt schrak sie zusammen, jetzt war sie ganz wach. „Was sagst Du? Nicht gut? Wilhelmchen!“ Sie drängte sich heran.

Sie sah das marmorweiße, marmorfalte Gesichtchen; ein plötzliches Entsetzen packte sie. „Er stirbt!“ Sie bäunte sich hoch auf und stieß sich die Faust gegen die Brust. „Ich habe ihn vernachlässigt, ich habe es gewußt, das mußte so kommen, hundertmal es schrecklich gesehen und doch nicht geändert! Oh ich!“ — — Sie griff sich in die Haare. „Was habe ich denn gethan? Wo war ich?“ Sie brach plötzlich zusammen, ihre Stirn fiel schwer auf die Bettkante. Wie schützend warf sie beide Arme über das Bett. „Mein kleiner Wilhelm, hier ist Deine Mutter!“ Ihr verzweifeltes Rufen wurde zärtlich flüsternd, sie sprach selbst halb lallend wie ein Kind. „Nan, Nan, sag's noch einmal, Nan, Nan, Wilhelmchen! so hör' mich doch, ich hab' Dich ja so lieb — so unfähig lieb — jetzt hab ich Zeit — nichts mehr von der Kunst! Sag: Nan, Nan, Wilhelmchen, Nan, Nan!“ Sie drückte einen Kuß auf das Gesicht des Kindes. „Hier bin ich — — — sag —“ Sie stockte.

„Nan — — — Nan — — —“

Das war ein Laut, so zart, kaum hörbar! Wo kam er her? Die Lippen des Kindes hatten sich bewegt, die Lider zuckten, aber sie hoben sich nicht.

„Er spricht!“ rief sie halb lachend, halb weinend. „Er hat mich gehört! Mein Kind, mein Kind, ich schwöre es Dir, ich rühre keine Feder mehr an, ich schwöre —“

Ebel legte ihr fest die Hand auf den Mund. „Schwöre

nicht, Elisabeth, Du darfst nicht schwören!" Er hob sie auf. „Komm, steh auf, laß jetzt das Kind!" Er betrachtete es forschend. „Es schläft!"

Der Atem ging ruhiger und gleichmäßiger, ein Hauch von Rot schien auf den Wädden zu schimmern.

Ebel atmete tief auf.

Schluchzend fiel ihm Elisabeth in die Arme. „Kannst Du mir verzeihen, Wilhelm?"

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen!"

„Doch, doch! Ich habe Dich gequält, mich, Dich, ich war verzagt, ohne Mut, ganz klein, ach, ich — ich muß mich anklagen —"

„Laß gut sein, Elisabeth!" — Er wischte ihr die Thränen ab. „Ich habe es Dir ja gesagt: Ich glaube an Dich!" —

Es kamen bange Tage. Die Wohnung war still wie ein Grab; man huschte auf den Zehen durch die verdunkelten Zimmer. Von der blendenden Julisonne draußen durfte kein Strahl hereindringen; bei jedem Wagen, der vorüberfuhr, zuckten die Eltern zusammen. Die Klingel war abgestellt — wer brauchte denn auch herein? Niemand! Nur der Arzt, und den erwarteten sie schon immer vom Fenster aus in fiebernder Ungeduld. Die ganze Welt war nicht mehr da, sie war ins Nichts versunken; mit ausschließlicher Inbrunst umfingen die Gedanken einzig dies dunkle Zimmer mit dem weißen Bettchen und in dem Bettchen die kleine, still daliegende Gestalt.

Das Kind schlief unausgeseht. Die Bewußtlosigkeit schien in Schlummer übergegangen; war es der Schlummer, der zum Leben gesunden läßt, oder der ins stille Reich des Todes führt?

Elisabeth sprach nicht von ihrer Todesangst; sie wich nicht vom Bett des Kindes, ihre ganze Willenskraft schien wieder erwacht; sie überwand die Müdigkeit und gönnte sich keinen Schlaf. Sie hatte alles verloren — es war ihr gleichgültig; nur dieses Kind, nur dieses einzige Kind besaß sie! An die schwache kleine Gestalt klammerte sie sich wie an einen Rettungsanker. Nichts sehen, nichts hören, nur auf diesen Atem horchen, mit spähenden Augen jede Bewegung überwachen!

Den ersten Tag war Ebel zu Hause geblieben, den zweiten mußte er wieder in sein Bureau; er ging mit schwerem Herzen; als er wiederkam, abgehext, in Schweiß gebadet, saß Elisabeth noch auf demselben Fleck, sie schien sich kaum gerührt zu haben. Hastig trat er näher — das Kind schlief.

„Es schläft. Ich bin jetzt hier, Elisabeth, schlafe Du nun auch!" Mit sanfter Gewalt wollte er sie emporziehen.

Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich, ich bin nicht müde. Es ist mir eine Wohlthat, hier zu sitzen, eine Beruhigung; hierher traut sich kein anderer Gedanke, ich bin ganz bei meinem Kind!"

Sie hatte recht. Der rastlose Ausdruck ihrer Augen war verschwunden, alles mögliche andere lag in ihrem Blick, aber nicht mehr diese spähende Stier, diese qualvolle Ungeduld.

Doktor Schmidt war zufrieden mit dem Befinden des Kindes. „Es scheint glücklicher vorüberzugehen als in hundert anderen Fällen," sagte er. Der kleine Wilhelm wachte jetzt für Viertelstunden, sogar für halbe Stunden; er erkannte die Eltern, und seine blauen Augen sahen matt, aber verständlich drein.

Elisabeth hatte sich ihr Bett neben das des Kindes stellen lassen; nun gönnte sie es sich wenigstens, die Glieder auszustrecken. Ob sie schlief? Wenn Ebel hereinkam — wie oft stand er doch die Nacht auf und schlich ins Krankenzimmer — immer fand er sie halb aufgerichtet in den Kissen sitzend, die überwachten Augen auf das Bettchen geheftet.

Leute genug kamen, um sich zu erkundigen. Vor allen Frau Ristemacher. Am ersten Morgen war sie erschienen, um sich bei Elisabeth zu entschuldigen, daß sie nun doch nicht den Vorbeertraug geschickt hatte. „Der Gang wird mir blutfauer", hatte sie zu ihrem Manne gesagt, „so was ist gräßlich, aber ich muß ihr doch kondolieren, sie könnte uns sonst für herzlos halten!" Sie war wie vom Donner gerührt als das erschrockene Mädchen ihr von dem Unfall des Kindes berichtete. Nein, so ein Pech! Sie wollte sich durchaus nicht abweisen lassen.

Nun kam sie bereits zum fünften Mal in drei Tagen. „Ich kann sie nicht sehen!" wehrte Elisabeth ab; sie fühlte sich ganz schwach in diesem Augenblick. Dann wurde sie rot. „Ich bin dem noch nicht gewachsen!"

Ebel ging. Er fand Frau Ristemacher an Elisabeths

Schreibtisch; ihre neugierigen Blicke stöberten darauf herum — da lag noch der Theaterzettel! „Sie müssen meine Frau schon entschuldigen," sagte er, „sie ist wirklich nicht im Stande, Besuch anzunehmen!"

„Besuch?! Das glaube ich wohl, aber ich bin doch kein Besuch; vor mir braucht sie sich doch nicht zu genieren. Und das Kind?! Ich möchte gern das Kind sehen!"

„Ich kann niemanden hineinführen, der Arzt hat es verboten."

„Ich gehe ja auf den Zehen — das arme Kind! Wie kann so was nur passieren?! Aus dem Bettchen gestürzt, auf den Kopf gefallen, nee so was! Es war wohl niemand bei ihm? Das arme, arme Kind!" Sie steuerte direkt auf die Thür zu.

Ebels große Gestalt versperrte ihr den Weg. „Bemühen Sie sich nicht," sagte er, „der Doktor hat streng jeden Besuch verboten. Ich lasse niemanden hinein!" Das letzte klang sehr energisch.

„Nun, das hätte ihm wohl nichts geschadet, ich verstehe schon mit Kindern umzugehen," entgegnete sie spitz. Eigentlich war sie beleidigt, aber sie ging doch nicht, sondern setzte sich aufs Sofa. „Wie trägt sie es denn?" fragte sie vertraulich.

„Gott sei Dank, es geht dem Kind ja besser; wenn wir auch noch keineswegs außer Sorge sind, sie atmet doch auf, sie —"

„Ach, das meine ich ja gar nicht," unterbrach ihn Frau Ristemacher. „Ich meine das mit dem Stück. Sie haben die Kritiken wohl nicht gelesen? Wir haben sie alle, ich sage Ihnen: empörend! Ich habe mich zu Schanden geärgert!"

„Elisabeth hat noch nicht danach gefragt; wir haben jetzt keinen Sinn dafür."

„Das glaube ich", sagte sie rasch. „Wenn einem so was passiert! Ich habe ja immer bedauert, daß Elisabeth mehr Interesse für die Schreiberei hatte, als für das reizende Kind. Sie hätte sich eigentlich nicht verheiraten müssen!"

„So? Meinen Sie?" Er sah sie so seltsam an, daß sie verlegen wurde. „Meinen Sie, weil Elisabeth einen geistigen Beruf hat?" Er ärgerte sich über sich selbst, warum sagte er dieser Frau das? Aber es war ihm, als müsse er Elisabeth verteidigen. „Es ist schwer, die vielen Pflichten, welche die Ehe mit sich bringt, treulich zu erfüllen, doppelt schwer für eine solche Frau. Aber, ihr ist ja auch mehr gegeben als anderen. Elisabeth wird es lernen, beides zu vereinigen." Er sagte es sehr ruhig.

War der blind eingenommen von seiner Frau? Frau Julie fühlte einen kleinen Aerg; so sehr war es ja nicht einmal ihr eigener Mann, und der hatte doch alle Ursache!

„Ja, manche Frauen haben eben sehr nachsichtige Männer," sagte sie. „mein Mann würde mir kommen, wenn ich Stücke schreiben wollte!"

„Ich bin stolz darauf!"

Frau Ristemacher war sprachlos. Das, das sagte er nach dem Durchfall?!

Ebel stand auf. „Verzeihen Sie, ich muß jetzt ins Krankenzimmer zurück. Ich möchte meine Frau nicht länger allein lassen!"

„Grüßen Sie sie tausendmal, die liebe Elisabeth. Und sie soll sich nur nicht zu sehr aufregen! Oh, das arme, arme Kind! Morgen komme ich wieder!"

Elisabeth fragte nicht, was Frau Ristemacher gesagt hatte. Während ihr Mann im Zimmer drüben mit jener sprach, hatte sie wie verschüchtert dageessen und sich die Ohren zugehalten. Drang die laute Stimme nicht bis hierher? So scharf? Sie sprach gewiß vom Theater, sie klang neugierig. Oh nichts hören! Und dann, sagte sie nicht: „Das arme Kind!"? Elisabeth zuckte zusammen, sie kannte den Ton ganz genau — „Du armes Jungchen Du!" — Sie sah wieder Frau Ristemacher auf dem Flur stehen und dem lachenden, stampelnden Kinde zuwinken. „Du armes Jungchen!" — Dieser halb mitleidige, halb vorwurfsvolle Ton traf wie ein Stich ins Herz. Oh, nichts, nichts hören! Sie hielt sich die Ohren fester zu, es überlief sie heiß. So sah sie bis Ebel zurückkehrte.

Sie atmete auf — wenn nur niemand mehr kam! Ein nervöser Schreck durchzuckte sie, sowie sich draußen etwas rührte. Der Schritt des Milchmanns, des Jungen, der Eis brachte, entsetzte sie. Nichts mehr sehen von der Welt, nichts mehr hören! Sie war ihrer so herzlich überdrüssig, überdrüssig des täglichen Hastens, des verzweifelten Ringens, der rastlosen Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verwendung der Baumwollensamen.

Während die die Samen der Baumwollpflanze umhüllenden Haare schon von den alten Griechen und Römern zur Herstellung von Gespinnsten benutzt wurden — Plinius der Jüngere beschreibt sowohl die Pflanze wie ihre Kultur in Aegypten —, hat man die Samen selbst erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts mehr in Benutzung genommen. Zwar hatte man in London schon 1785 einen Preis für die im Großen ausgeführte Gewinnung eines brauchbaren Oeles aus denselben ausgeschrieben, es fand sich aber kein Bewerber. Das durch Auspressen gewonnene Oel besaß eine so schmutzig rötlichbraune Farbe und dickliche Konsistenz, daß man damit nicht viel anzufangen wußte. Man warf die Samen meist weg oder ließ sie auf Komposthaufen verfaulen. Erst in den fünfziger Jahren lernte man das Oel von dem anhaftenden Farbstoff und Schleim befreien, und es gelang, daraus ein hellgelbes bis weißes, angenehmes mild schmeckendes Oel herzustellen, indem man das Rohöl mit kausischer Sodaaflösung und dann mit Wasserde behandelte. Ein allgemeiner Konsumartikel wurde es aber erst, als die immer bedeutender werdende Baumwollensproduktion auch das Material zur Oelbereitung, die Samen, in immer größeren Mengen darbot. Ist doch allein in den Vereinigten Staaten die Baumwollenernte von 1804 Millionen Pfund im Jahre 1872 bis zum Jahre 1898 auf 5667 Millionen Pfund gestiegen.

Wie der antilige Chemiker des Staates Mississippi Professor W. B. Milgore in einem Berichte über die Baumwollensamenöl-Industrie in den Vereinigten Staaten mitteilt, gab es 1867 dort erst 4 Oelmöhlen. Ihre Zahl vermehrte sich aber 1870 auf 26, 1880 auf 45, 1890 auf 118 und 1898 auf 300. Seitdem ist dieser neue Industriezweig in steter weiterer Entwicklung geblieben, und es vergeht fast keine Woche, in der nicht eine neue Baumwollöl-Fabrik angelegt wird. Der Grund für das große Wachsthum dieser Industrie liegt in ihrer Rentabilität. In Mississippi und in einer Reihe anderer Baumwollproduzierenden Staaten war während der letzten Saison der Preis pro 1000 Kilogramm Baumwollsaat durchschnittlich 6 Dollar resp. einschließlich Fracht und Kommissionsprozenten franco Fabrik 8 1/2 Dollar. Die Verarbeitungskosten belaufen sich inklusive Arbeitslöhne, Saläre, Reparaturen, Amortisation, Versicherungsgebühr, Taxen etc. auf 2 1/2 bis 3 1/2 Dollar, so daß sich die Gesamtkosten auf 11 1/2 Dollar pro Tonne belaufen, und eine Oelmühle mit einer täglichen Verarbeitung von 20 000 Kilogramm erzielt bei einer Kampagnedauer von 100 Tagen einen Nettogewinn von 2840 Dollar. Da das nötige Anlage- und Betriebskapital etwa 18 000 Dollar beträgt, so entspricht dies einem Reingewinn von ziemlich 18 Proz. In Wirklichkeit stellt sich aber das Verhältnis noch günstiger, da bei obiger Berechnung die Verkaufspreise der Fabrikate sehr niedrig angesetzt sind.

Die durchschnittliche Jahresernte an Baumwollsaat in den Vereinigten Staaten beträgt rund 10 Millionen Ballen (1898 betrug sie 11 199 904 Ballen), welche circa 5 Millionen Tonnen Baumwollsaat liefern, von denen die Oelmöhlen heute etwa 30 Proz. verarbeiten und daraus 61 666 642 Gallonen (ca. 4 1/2 Liter) Oel, 603 333 Tonnen Mehl und 708 333 Tonnen Schalen produzieren. Da diese Produkte bis jetzt schlanke Abnahme gefunden haben, kann man annehmen, daß diese Industrie ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat. Im Jahre 1898 wurde von New York, New Orleans, Galveston und Baltimore Baumwollsaatöl im Werte von 5 735 912 Dollar ins Ausland verschifft, im folgenden Jahre stieg derselbe auf 8 422 059 Dollar und im Jahre 1898 auf 11 465 357 Dollar. Dabei bieten für den inländischen Konsum noch ca. 25 000 000 Gallonen oder circa 40 Proz. der Gesamtproduktion.

Diese enorm steigende jährliche Ausfuhr sehen die verwandten Industrien in Europa mit sehr scheelen Augen an und suchen durch Petitionen etc. eine möglichst hohe Besteuerung des amerikanischen Oels herbeizuführen. Trotz dieser hat sich das raffinierte, gelbe und weiße Cottonöl auf der ganzen Welt ein weites Absatzgebiet erworben, zum Teil für die Margarinefabrikation, zum Teil zum Verschmitten von Olivenöl in Frankreich und Italien. Wo man das amerikanische Oel aber einmal kennen gelernt hat, braucht es nicht mehr unter falscher Flagge eingeführt zu werden. In Deutschland wird auch viel denaturiertes Baumwollsaatöl steuerfrei für Seifenfabrikation eingeführt. In Berlin wurden nach den statistischen Aufzeichnungen des Haupt-Steueramtes 1897 692 388 Kilogramm und 1898 772 469 Kilogramm denaturiertes Baumwollsaatöl importiert. Der Preis stieg hier trotz vermehrter Produktion von 39 auf 42 M. pro 100 Kilogramm. Auch die bei der Raffination entstehenden Rückstände werden in den Vereinigten Staaten sämtlich auf Seife verarbeitet.

Die Schalen wurden früher zum Heizen der Dampfmaschinen in den Oelmöhlen benutzt. Seitdem chemische Untersuchungen und praktische Futterversuche aber gezeigt haben, daß sie einen um die Hälfte bis zwei Drittel höheren Nährwert als gewöhnliches Grasheu haben, werden sie fast nur noch als Viehfutter verwendet. Neuerdings hat Mrs. Eliza Jessie Stewart noch die Entdeckung gemacht, daß auch von den äußeren Hülsen und Schalen der Baumwollensfrucht durch Auslöchen mit Wasser ein brauner Farbstoff gewonnen werden kann, der zur Herstellung brauner bis gelblich-grüner Töne in der Färberei verwendet werden kann.

Aber von noch größerer Bedeutung ist das Mehl der Press-
lu-chen. Etwa 300 000 Tonnen, also etwa die Hälfte der Gesamt-

produktion, werden alljährlich ins Ausland abgegeben und dort als Viehfutter verwendet. In den amerikanischen Baumwollstaaten selbst dient es besonders als Stickstoffquelle der künstlichen Düngemittel. So werden im Staate Mississippi circa 40 000 Tonnen Düngemittel jährlich verbrannt, und circa drei Viertel des in ihnen enthaltenen Stickstoffs stammt aus diesem Mehl. Der Düngewert pro Tonne des Baumwollsaatmehls stellt sich folgendermaßen:

Stickstoff 136 Pfd. a 12 1/2 Cent.	17.—	Dollar
Ueberschüssige Phosphorsäure 50 Pfd. a 4 1/2 Cent	2.25	"
Wasserlösliches Kali 30 Pfd a 5 Cent	1.50	"
	20.75	Dollar

Daher findet dieses Mehl zu 15 Dollar pro Tonne schlanke Abnahme. Die Unternehmer haben nun das praktische Verfahren eingeschlagen, die Fabriken für die Verarbeitung der Baumwolle mit allen Nebenbetrieben immer mehr inmitten der Baumwollpflanzungen in den Südstaaten anzulegen. So hat die Edgefield Manufacturing Co. in Edgefield, Süd-Carolina, inmitten ihre Baumwollenspinnungen ein Werk errichtet, in dem die gereinigte Baumwolle gleich mit allen Nebenerzeugnissen verarbeitet wird. Gespinnste, Gewebe, Oel, Detsuchenmehl und Düngemittel werden hier in demselben Werk hergestellt.

Außer dem Baumwollsaatöl nimmt in den Vereinigten Staaten auch die Produktion eines andern vegetabilischen Oeles rasch zu, nämlich die von Maisöl. Es ist schon lange bekannt, daß die Maiskörner sehr ölfreich sind; sie enthalten circa 10 Proz. eines zu Speisezwecken sehr geschätzten Oeles, das man zuerst in Frankreich neben Erdmehl fabrikmäßig abpreßte, wobei man ebenfalls als Viehfutter sehr geschätzte Presskuchen erhielt. Auch diese Maisöl-Fabrikation hat in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten mit ihrem ausgedehnten Maisanbau eine rasch steigende Bedeutung erlangt, auch für den Export; denn es wurden im Jahr 1897 1 024 917 Gallonen zum Werte von 226 789 Dollar Maisöl exportiert, im Jahre 1898 aber schon 2 619 019 Gallonen zum Werte von 586 990 Dollar. Dabei stellt man diese Oele jetzt in einer Reinheit und Schmachhaftigkeit her, daß sie dem Olivenöl gegenüber kaum als minderwertig anzusehen sind. — hv.

Kleines Feuilleton.

dg. Ein interessantes Dokument besitzt Berlin in seiner ältesten Stadtlunde, die dem Jahre 1253 entstammt, einer „Rechtsverleihung“, gegeben von dem Rat zu Berlin den „vorsichtigen und bescheidenen Männern, den Bürgern zu Frankfurt an der Oder“. Nach mittelalterlichem Brauch „empfang“ jede neu gegründete Stadt der Markt „ihre Recht“, d. h. die Art, nach der sie zu richten hatte, von einer schon bestehenden größeren Genossin. In streitigen Fällen, wo der einheimische Rat keinen Spruch fällen konnte, mußte die „Sache“ den Behörden der „Mutterstadt“ vorgebracht und von diesen darin entschieden werden. Man nannte das „sein Recht holen“. Berlin „holte sein Recht“ von Brandenburg, Frankfurt, jüngerer Gründung wie unsere Stadt bekam das seine wieder von Berlin, und die genannte Urkunde hat nicht nur als Festsetzung der ältesten Rechtsverhältnisse Frankfurts zu gelten, sie giebt auch Aufschlüsse über das sociale Leben des ältesten Berlin.

„Wie wir es (das Recht) von den Brandenburgern überliefert besitzen, so überliefern wir es Euch zur Bewahrung.“ schreibt der Berliner Rat an die Frankfurter und giebt dann weiter an: „Falschen Schewel, unrechtes Gewicht und unwichtige Elle verbieten wir.“ Wer des „falschen Maßes“ dennoch überwiegen wurde, sollte 36 Schillinge Strafe an die „Matnamen“ zahlen. Diese wurden alle Jahre neu gewählt, und zwar stets von ihren noch amtierenden Vorgängern. Handwerker, die eine Innung gründen wollten, bedurften dazu erst der Erlaubnis des Rates. Die neu eintretenden Mitglieder hatten an den Rat drei Schillinge zum „Besten der Stadt“ und „drei zu eigenem Nutzen“ zu geben. Aufsicht über die Wäcker wird den Frankfurtern besonders empfohlen. War das Brot nicht gut, durften die Aufseher es vernichten. „Grobe Brote“, „zwei für einen Pfennig“, durften die Meister nur an den Markttagen „an ihren Stellen auf ihren hingestellten Tischen“ verkaufen, in der Woche verbieten wir ihnen dies, sie dürfen aber in ihren Häusern unter der Verdachung der Fenster ihr Brot verkaufen“. Ebenso sah man den Tuchhändlern auf die Finger. „Das tadelhafte Tuch, auch die Wolle und die Fäden“ sollte von den „Matnamen“ in das Feuer geworfen werden. Auch hatten sie zu entscheiden, wer „wegen falschen Kaufs und Verkaufes verdient hat auf dem Sitz zu sitzen, den man „Scupstol“ (Schubstuhl — Schandstuhl) nennt.“ Verschimpfung des amtierenden Matmanns sollte mit 36 Schillingen geahndet werden, und zwar galt vor Gericht das Zeugnis des beleidigten Beamten gegen das Zeugnis des Klägers. An der Urkunde hängt an grünen Schnüren „das Siegel unserer Stadt“. Es zeigt ein Stadthor und darunter den roten Adler der Mark Brandenburg. —

Volkskunde.

gk. Niedersächsische Zauberpuppen. In dem neuen Heft der „Zeitschrift für Volkskunde“ berichtet Richard Andree

auf Grund von Mitteilungen des Direktors des Celler Museums Hermann über eine seltsame Entdeckung, die in der Geschichte der menschlichen Völkerverwandtschaft bisher einzig dasteht. Vomann forschte in einem alten niederländischen Hause des Dorfes Vodelkamp, in der Nähe von Celle, nach bäuerlichen Altgeräthen. Der Besitzer des Hauses öffnete dabei auch eine alte Truhe, „Lade“, in der früher die Bauern Kleider und Leinwand aufzubewahren pflegten. Diese Truhe haben fast immer noch eine kleine „Beilade“, ein besonderes, an einer Seite angebrachtes Fach, in dem Schmutzsachen, bares Geld und dergl. geborgen wurde. Vomann fiel dabei auf, daß die Beilade sehr flach war, und bei weiterem Nachforschen entdeckte er einen doppelten Boden. Er wurde geöffnet, und es fanden sich nun darin vier seltsame Puppen, die man wohl sicher als „Zauberpuppen“ bezeichnen kann. Sie haben eine Länge von 20–28 Centimeter, sind sehr flach und 2–4 Centimeter breit. Der Körper besteht aus mürbe gewordenem Holzspan von wenigen Millimetern Dicke, der deutlich die Zeichen des Alters an sich trägt. Er ist mehrfach mit einem „Blumen“ (Lappen, von grober weißer Banerleinwand) umwickelt und mit kreuzweis angelegten Fäden überbunden. Die Figuren sind ungleich gearbeitet. Bei der größten ist durch die Bildung der Leinwand und die Umschnürung mit einem Faden eine Art Kopf hergestellt worden. Eine der Puppen, die von Andree geöffnet wurde, enthielt außer dem Holzspan am oberen Ende desselben eine schwarze, brennbare Masse, auch ein roter Farbestoff von der Größe eines Zehnfünftelstückes war am Span bemerkbar. Ueber die Bestimmung der Puppen war es schwer, etwas Sicheres herauszubringen. Nur ein alter Bauer im Dorf erklärte, in seiner Jugend wären hier und da bei den Bauern der Umgegend von Celle solche „Sympathie- oder Zaubermitel“ angewendet worden, merkwürdigerweise zu zwei ganz entgegengegesetzten Zwecken. Man glaubte, durch sie einem zu großen Kinderlegen vorbeugen zu können, und andererseits auch die Fruchtbarkeit bei Frauen, die bisher keine Kinder hatten, hervorzurufen. An und für sich ist diese Deutung nicht unwahrscheinlich. Das Zweifelhafte System war im Hamoberschen und Braunschweigischen allgemein verbreitet, und es ist möglich, daß man auch solche Zaubermitel zu Hilfe nahm. Vielleicht aber auch könnte man die Zauberpuppen, da sie in der Beilade der Truhe, wo der Bauer sein Geld aufbewahrte, gefunden wurden, als eine Art von „Hefemännchen“ auffassen, die zur Vermehrung und Bewahrung des aufgestapelten Schatzes dienen sollten.

Völkerverwandtschaft.

l. Menschenfresserei in Queensland. Eine in Sydney erscheinende Zeitschrift „Science of Man“ veröffentlicht eine Mitteilung von Eugene Nudder, die sich auf persönliche Beobachtungen über das Vorkommen von Menschenfresserei bei den in Queensland noch lebenden australischen Ureinwohnern bezieht. Nudder kam gelegentlich hinzu, als eine Eingeborenenjahre ein verführerisches Fest um den Leichnam eines Schwarzen veranstaltete, der am Tage zuvor wegen eines Vergehens verhaftet und bei einem Fluchtversuche erschossen worden war. Dem Körper war die ganze Haut abgezogen und zum Trocknen an fünf in den Boden gestopften Speeren vor das Feuer gehängt worden. Als die Schwarzen ihr Thun entdeckt sahen, flohen sie sofort und kamen nicht wieder zum Vorschein. Nachforschungen bei anderen Schwarzen ergaben wenig Aufklärung über den Fall, aber es ging aus den allgemeinen Angaben hervor, daß die Menschenfresserei unter diesen Eingeborenen im wesentlichen auf die Leichen beschränkt ist, die im Kriege oder durch einen Zufall getötet wurden, und daß die Verzehrung von Menschenfleisch stets mit Zeremonien verbunden und dem Gebrauche gemäß auf die Verwandten des Toten beschränkt werde. In einem Falle wurde ein Mädchen mit einem Speere umgebracht und von den beiden Nebenbuhlern, die sich um ihre Hand beworben hatten, verzehrt; der Leichnam wurde auf einer Art von Plattform aus grünen Stämmen gebreten, indem diese über die glühenden Kohlen eines großen Feuers gelegt worden waren. In einem anderen Falle wurde ein weibliches Kind von seiner Mutter getötet und gegessen; dieser Brauch soll dann stattfinden, wenn zu viel weibliche Nachkommen geboren werden oder wenn ein Kind mißgestaltet ist. Bei allen diesen Menschenopfern liegt der eigentümliche Glaube zu Grunde, daß die Kräfte des verzehrten Menschen in denjenigen, der an dem Male teilnimmt, übergehen. Bei den australischen Wilden findet man aus demselben Grunde auch den Brauch, einem in der Schlacht getöteten oder sterbenden Feinde den Leib aufzuschneiden und sich mit dem Fett den eigenen Körper einzurieben; diese Ceremonie muß, wenn irgend möglich, vorgenommen werden, so lange der Körper des Opfers noch warm ist oder gar vor seinem Tode. In allen Fällen von Menschenfresserei wird die Haut des Verzehrten sorgfältig abgezogen, getrocknet und dann auf hohen Bäumen aufgehängt, wo sie von den Winden hin und her geschaukelt wird.

Physiologisches.

k. Der Einfluß der einseitigen Körperübung. Sehr interessante Untersuchungen sind kürzlich im physiologischen Laboratorium in Yale angestellt worden. Es handelte sich darum, den Einfluß festzustellen, den die Uebung der Organe einer Körper-

hälfte auf die entsprechenden Organe der anderen Seite ausübt. Das sehr bemerkenswerte Resultat ist, daß das nicht geübte Glied an der Uebung des anderen oft fast gleichmäßig profitiert. Uebt man z. B. den rechten Arm 14 Tage lang durch Aufheben eines schweren Gewichtes, so hat dieser Arm an Zahl der Bewegungen gegen die ursprüngliche Zahl am Anfang der Uebung fast 470 Proz. gewonnen, der linke nicht geübte 150 Proz. Der Gewinn des dynamometrischen Druckes war für beide Hände der gleiche: 13 Proz. Diese Erfahrungen wiederholten sich bei Uebungen, die an einer Scheibe und mit Stoß-Papieren vorgenommen wurden. Nach zwei Wochen der Uebung hatte der rechte Arm 50 Proz. an Sicherheit gewonnen, der linke untätig gebliebene Arm 36 Proz. Es besteht also ein wechselseitiger Einfluß der Uebung auf die entsprechenden Organe. Dies bestätigt die Auffassung von der Physiologie des Nervensystems, die die wesentliche Bedingung der Muskelkraft in das Nervensystem verlegt, wie auch die Ermüdung ein nervöses Phänomen ist. Wenn die Modifikationen der Organe, die infolge der Uebungen eintreten, sich in den Nervencentren vollziehen, wird die Thatsache erklärlich, daß trotz der einseitigen Uebung die Glieder beider Körperhäften an der Uebung teilnehmen.

Humoristisches.

— In der Sommerfrische. „Was ist denn Ihr Mann?“
 „A Holznecht.“
 „Ach du lieber Himmel — Holznecht!“
 „Is Gana dös zweni, was is denn nach da Ihre?“
 „Was fällt Ihnen ein! Mein Mann selig war Amtsrichter.“
 „Wo wissens, a lebendiger Holznecht is mir alleweil wo lieber, als wia a toter Amtsrichter!“ — (Simpl.)

— Die Elektrizität. In einer westfälischen Dorfschule hielt der Lehrer einen Vortrag über Elektrizität. Die Kinder mußten nachher über das Gehörte einen Aufsatz anfertigen und damit ihre Begriffe klarlegen. Am einfachsten denkt unskreitig der Schüler hierüber, der schreibt: „Die Elektrizität. Die alten Griechen hatten einen Gegenstand, den nannten sie Elektro. Und sie schiffen nach der Ostsee, da fanden sie Bernstein. Damit schmückten sie ihre Frauen, und das nannten sie Elektrizität.“

— Schlaue Mann: „Gente habe ich eine famose Flasche Wein getrunken!“
 Frau: „Der Arzt hat's Dir doch verboten!“
 Mann: „Ja, ich habe ihn dazu eingeladen!“

Notizen.

— „Als ich wiederkam...“, ein Lustspiel von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, wird im Oktober am Lessing-Theater und am Deutschen Volkstheater in Wien aufgeführt werden. Es ist „gewissermaßen“ eine Fortsetzung von „Im Weißen Röhl“. Warum hat man es dann nicht „Das Maulschellen“ genannt?

— Das Victoria-Theater (Alexanderplatz-Theater) wird am 9. September eröffnet. Als erstes Stück kommt „Die weiße Henne“, ein französisches Vaudeville von Hennequin und Mars, zur Aufführung.

— Eleonore Duse wird mit ihrer eigenen Truppe im September an zehn Abenden im Lessing-Theater gastieren.

c. Nach dem Jahresbericht der französischen Gesellschaft der dramatischen Autoren und Komponisten wurden im Theaterjahre 1898–1899 in ganzen 199 Novitäten aller Arten an Pariser Theatern herausgebracht. Auf die 32 Pariser Theater, die in Betracht kommen, verteilen sich diese, um nur die wichtigsten zu nennen, folgendermaßen: Opéra 2, Comédie Française 6, Opéra-Comique 3, Odéon 20, Vaudeville 4, Variétés 8, Châtelet 8, Palais Royal 7, Renaissance 5, Ambigu 4, Cluny 9, Théâtre Déjazet 6, Théâtre Antoine 14, Nouveau-Théâtre 9 und La Bodinière 37.

ar. Ein interessantes Experiment hat Geh. Rat Professor Rubner, der Direktor des hygienischen Instituts, angestellt. Er bestimmte die Menge des durch die Atmung ausgeschiedenen Wasserdampfes mittels eines nur den Kopf umschließenden Respirationssapparates und stellte sie für die mittlere Wärme und Feuchtigkeit unserer Wohnräume bei ruhiger Atmung zu 17 Gramm, bei tiefer Atmung zu 19, beim Lesen zu 28 und beim Singen zu 34 Gramm fest. Allerdings ist hierin auch der auf die Kopfhaut entfallende Anteil an der Wasserdampf-Ausscheidung mit enthalten; er ist aber unter den gewählten Versuchsbedingungen verschwindend gering.

— Medaillons, in die statt Photographien natürliche Blumen gethan werden, sind, nach einer Mitteilung des „Praktischen Begehrers“, Würzburg, jetzt in Amerika in Mode. Sie sind denen, in welchen vierblättrige Kleeblätter aufbewahrt werden, sehr ähnlich und werden an den langen Chyranoketten um den Hals getragen.